

Zwölf Wege ins Archiv

Keitel, Christian: Zwölf Wege ins Archiv : Umriss einer offenen und praktischen Archivwissenschaft. - [1. Auflage]. - Stuttgart : Franz Steiner Verlag, 2018. - 285 Seiten : Illustrationen ; 24 cm
(Archivwissenschaft)
ISBN 978-3-515-12156-9
Broschur : EUR 29.00 (DE), EUR 29.90 (AT)

In aller Munde ist die zu verstärkende spartenübergreifende Zusammenarbeit zwischen Archiven, Bibliotheken und Museen. Einen ideengeschichtlichen und materialspezifischen Schulterschluss, sei er gedanklicher oder praktischer Art, gehen Bibliotheken dabei weitaus eher mit Archiven, denn mit Museen ein: aufgrund der ihnen gleichermaßen auferlegten Bewahrung und Bereitstellung des (zumeist) schriftlichen Kulturguts, des Papiers als des Informationsträgers und der Zweidimensionalität des Papiers (»Flachware«). Die Distanz zu Museen wirkt weitaus größer, doch dürfen die unstrittigen Ähnlichkeiten zwischen Archiven und Bibliotheken auch nicht die ebenso unleugbaren Differenzen kaschieren. Mitunter – namentlich bei der Bestandserhaltung und Fragen der Langzeitarchivierung – braucht man zwar, *cum grano salis*, das Wort »Archiv« allein durch das Wort »Bibliothek« auszutauschen,¹ damit die Gedanken Christians Keitels² Sinn und Wert auch für bibliothekarisch geschulte Leserinnen und Leser entfalten. Doch alsbald stoßen die Parallelen an ihr Ende. Eigentlich *needless to say*, doch immer wieder *worth repeating*: Archivare sind nicht die Bibliothekare fürs Ungedruckte und umgekehrt haben Bibliothekare allein den Umgang mit Büchern und Handschriften erlernt, nicht aber den mit Archivalien. Vielleicht bedeutendster Wesensunterschied³ sind Bewerten und Kassieren im Archivwesen, also zunächst die Einschätzung des Vorliegenden nach Qualität und Nutzungsintensität⁴ und die sich anschließende Aussonderung des als unbedeutend Eingestuften – in bibliothekarischen Sphären gerne als »Ersünde« eingestuft, dabei freilich respektlos übersehend, dass die Kassation nur der Not gehorcht.⁵

Bibliotheken denken (anders als bei der Deakzession gedruckter, also multipler Werke) nicht einmal über das



Bewerten und Makulieren ungedruckter bzw. unikaler Objekte nach, geschweige denn, dass sie tatsächlich in nennenswertem Rahmen Dokumente aus ihren Beständen ausgliederten. Kaum vorstellbar, dass die Handschriftenabteilungen von Bibliotheken massiv selektierend etwa die physische Substanz der Verlagsarchive von Suhrkamp (DLA Marbach) oder Wagenbach (SBB-PK) verringern würden. Unmissverständlich betont hingegen Keitel: »Ausgangspunkt der archivischen Bewertung ist, das sei hier noch einmal gesagt, die schlichte Unmöglichkeit, sämtliche Dokumente unserer Zeit dauerhaft aufzubewahren. Es können stets nur Bruchstücke aus dem heute noch vollständigen Quellenfundus unserer Zeit überliefert werden« (S. 233).⁶

Die Gliederung ist ein wenig poststrukturalistisch bemüht. Wo man auf zwölf »Ausflüge« in die Archivwelt hätte hoffen mögen, wird der Band in die drei Oberkapitel I Institutionen, II Objekte und III Subjekte gegliedert, hinter denen sich – nach den Eingangsworten über Archivwissenschaften (1) – die Unterkapitel 2–4 Archive, Zeiträume, Voraussetzungen (zu I), 5–10 Bewertung, Erhaltung, Informationen, Kontexte, Teile, Gattungen (zu II) sowie 11 und 12 Archivare und Nutzer (zu III) verbergen. Schwierig gestaltet sich die Typologisierung der Studie, denn sie ist weitaus mehr als der im Titel versprochene Umriss, der doch vorwiegend ein wenig abschätzig mit dem Wort »grob und umriss-

haft« konnotiert ist. Keitels Untersuchung ist Handbuch (und ist es zugleich nicht), sie ist Archivgeschichte (und spricht zugleich mehr von der Zukunft der Archive als ihrer Vergangenheit), sie ist archivkundlicher Forschungsbericht und rasonierender Essay zugleich – und sie ist vor allem der (geglückte) Versuch eines »großen Wurfs«. Keitel beherrscht eine immense Stofffülle und präsentiert eloquent ein Kompendium sowohl an Tatsachen wie auch an Überlegungen (die nicht stets zu einem Ende führen, doch ist bei Überlegungen ja häufig der Weg wichtiger als das Ziel), wie wir es aus der neuesten bibliothekarischen Fachliteratur kaum kennen. Am ehesten ließe sich das Werk vielleicht als »Archivhermeneutik« bezeichnen: als den Versuch, das Archiv von seinen Anfängen über seine Gegenwart bis hinein in seine mögliche Zukunft zu durchdenken und zu verstehen.

Erfrischend ist die augenzwinkernde, mitunter fast provokante Selbstkritik des Verfassers gegenüber dem eigenen Berufsstand.⁷ Die meisten Standards und Konzepte der digitalen Archivierung seien gar nicht von der Archivwissenschaft entwickelt worden (S. 9) und selbstredend stehe heute überall der Nutzer im Mittelpunkt – »Allein, wenn wir konkret danach fragen, welche Rolle die Nutzer in unserem Denken heute tatsächlich spielen und welche Rolle sie spielen sollten, treffen wir nicht selten auf Ratlosigkeit« (S. 223). Um die heutigen Nutzerinnen und Nutzer verstärkt einzubeziehen und womöglich sogar ein vermutbares zukünftiges Nutzungsinteresse der »Designated Community« (S. 227 ff.) antizipieren zu können, wandte sich Keitel bereits 2008 via H-Soz-Kult an die Archivklientel, um »wenigstens die größeren Benutzergruppen wie Historiker oder Familienforscher« nach deren Präferenzen zu befragen. Auf seine sechs präzise formulierten Fragen zur Nutzung von Digital-Born-Quellen (so etwa: »Welche Bereiche der heutigen Informationsgesellschaft [...] sollten für künftige Generationen archiviert werden?«) erhielt Keitel gerade einmal neun Antworten, die sich sämtlich als unzureichend erwiesen.⁸

Zu lange, so Keitel ähnlich kritisch, habe sich die Archivwissenschaft »darauf konzentriert, die Grenzen zur Umgebung aufzuzeigen« (S. 11). Ähnlich lange (und letztlich wenig erfolgreich) bemühte sich das Bibliothekswesen um eine definitorisch stimmige Demarkationslinie hin zum Dokumentationswesen. Keitels Werk negiert nicht die Differenzen zwischen Archiven und Bibliotheken, aber es wird helfen, das Verbindende, zumal im Umgang mit elektronischen Dokumenten, in den Vordergrund zu rücken und einer Annäherung der Sparten den Weg zu ebnen. Die klassischen Archivwissenschaften hätten, so Keitel, »durch ihre fast schon verzweifelte Bemühungen, die Eigenständigkeit des Fachs zu begründen«, zahlreiche Brücken abgebrochen, die heute indes dringend passierbar sein müssten, sei doch in den Ausschreibungstexten der DFG und der EU zunehmend weniger spartensepariert von Archiven, Bi-

bliotheken und Museen, sondern übergreifend von (*cultural heritage institutions*) die Rede (S. 17).

Wer einen – anspruchsvollen – Blick über den bibliothekarischen Tellerrand in die Welt der archivarischen Fachdiskussionen tun möchte, nicht zuletzt um zu einer (wünschenswerten) Annäherung an die archivarische Schwesterdisziplin beizutragen, ist mit Keitels ausgreifender Zustandsanalyse bestens ausgestattet.

MARTIN HOLLENDER

Anmerkungen

- 1 So etwa hinsichtlich der Problematik der Erschließungsrückstände, unter der Bibliotheken aufgrund der zeitaufwendigen und personalintensiven Prozedur bei der formalen und inhaltlichen Erschließung ebenso leiden wie Archive. Leider kann auch Keitel nur – etwas hilflos – fordern, Archive müssten »alles daran setzen, diesen Zustand zu vermeiden«, wohl wissend, dass überbordende Magazine niemals in Einklang zu bringen sein werden mit den begrenzten personellen Ressourcen, woran auch eine KI-Zukunft zumindest vorerst nicht grundlegend etwas ändern dürfte (S. 215).
- 2 Christian Keitel, geboren 1966, ist Archivar beim Landesarchiv Baden-Württemberg. Dort koordiniert er seit über zehn Jahren die digitale Archivierung, die Entwicklung der Software DIMAG und die Überlieferungsbildung. Seit 2011 ist er stellvertretender Leiter der Abteilung Archivischer Grundsatz; seit 2015 Honorarprofessor an der FH Potsdam mit Schwerpunkt Archivwissenschaft.
- 3 In meinen Augen wichtiger als der üblicherweise herausgestrichene Kardinalunterschied der Abwendung des Provenienzprinzips in Archiven und des Pertinenzprinzips in Bibliotheken, da Bibliotheken, zumal vor dem Hintergrund der Provenienzforschung, zunehmend den Ausgangskontext einer Sammlung erhalten und fortführen, die alten Unterschiede also zugunsten des archivarischen Procederes aufweichen.
- 4 »Unbestrittenes Ziel der Bewertung ist es, Objekte in das Archiv zu holen, die künftigen Nutzern bei möglichst vielen Fragestellungen weiterhelfen. Leider kennen wir diese Fragestellungen heute noch nicht« (S. 109).
- 5 Keitel spricht die diffizile und verantwortungsvolle Aufgabe des Auswählens deutlich an. Archivare sollten »sich bewusst sein, dass auch sie in einem Spannungsverhältnis zwischen einer möglichst unverfälschten Abbildung vergangenen Geschehens und dessen Abänderung durch die von ihnen zu verantwortenden Auswahl- und Erhaltungstätigkeiten stehen« und versuchen, »die Spuren vergangenen Lebens möglichst unverfälscht zu erhalten« (S. 221).
- 6 Weshalb beispielsweise das Landesarchiv NRW dazu verpflichtet wurde, nur etwa ein Prozent der ihm angebotenen Unterlagen zu übernehmen (S. 111).
- 7 So müsse die Frage erlaubt sein, »weshalb einerseits archivarische Konzepte in immer weitere Bereiche vordringen, während zugleich das Ansehen der Archivwissenschaft und des Berufsstands der Archivare einfach nicht steigen will« (S. 63); zugleich müsse sich das Archivwesen kaum darüber wundern, dass die archivwissenschaftliche Fachliteratur, zumal außerhalb der Community, kaum rezipiert werde (ebd.).
- 8 Vgl. Christian Keitel: Über den Zusammenhang zwischen Quellenkritik und Informationserhalt. Ergebnisse der Anfrage »Forschen mit »digitalen Quellen«, in: H-Soz-Kult, 24.09.2009, www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-1173